

# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 21.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Perücken (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

Der ganze nächste Tag verging ruhig. Die Frau von Blanquefort behielt ihren Sohn bei sich und sprach lange mit ihm über seinen Beruf, über seine Pflichten und seine Zukunft. Madame Godefroi und der Abbé Girou hörten ihr zu, zu Thränen gerührt und höchst verwundert, denn es war in ihr eine seltsame und wunderbare Veränderung vorgegangen. Die Frau, welche bis dahin die Religion in Andachtsübungen, in grausamer Strenge gegen sich selbst, in den ängstlichen Beobachtungen aller Vorschriften gesucht hatte, erhob sich mit einem Male zu den höchsten Höhen der christlichen Philosophie. Sie fand zur Ermuthigung ihres Sohnes Gedanken und Worte, wie sie Gott der frommen Mutter des heil. Augustin eingab. Estève, der an ihrem Bette kniete, hörte diese Reden mit eifriger und schmerzlicher Aufmerksamkeit an, und es prägte sich seinem Herzen weniger der tiefe Sinn, als der Ton der Marquise ein.

Die Festigkeit und die Selbstverläugnung der Frau von Blanquefort verläugneten sich in den traurigen Tagen vor der Abreise Estève's nicht. Selbst der Abbé Girou besaß weniger Kraft; sein Herz brach fast bei dem Gedanken, dieses Kind zu verlassen, den Gegenstand so trauriger Sorgfalt und er konnte seinen tiefen Schmerz nicht verbergen.

Endlich kam der letzte Augenblick. Bei dem ersten Scheine eines schönen Septembertages rollte der Wagen der Madame Godefroi in den Hof. Bereits war alles Gepäck aufgeladen; der Postillon saß im Sattel und klatschte mit der Peitsche; die Pferde wickerten ungeduldig. Madame Godefroi erschien auf der Vortreppe; der Abbé folgte mit Estève.

„Herr Abbé,“ sprach sie, indem sie ihm die Hand drückte, „ich empfehle Ihnen meine Schwester.“

Die Marquise kam zuletzt. Sie warf nur einen Blick auf den Wagen, schloß ihren Sohn in ihre Arme und sagte zu ihm: „Estève, gedenke alle Tage in Deinem Leben Deiner armen Mutter und bete für sie zu Gott.“

Mit diesen Worten übergab sie ihm rasch ihrer Schwester und kehrte dann sogleich in das Haus zurück. Eine Minute nachher schluchzte Estève, die Stirn auf die Achsel seiner Tante gestützt und der Wagen rollte auf der Straße nach Paris dahin.

### 3.

Zehn Stunden von Paris in der fruchtbaren Ebene des ehemaligen Herzogthums Valois und in der Gegend von Ermenonville steht inmitten eines Waldes ein großes Gebäude, das sich aus dem letzten Jahrhundert her schreibt. Umher liegen ungeheure Ruinen, zerbrochene Marmorstücke und verstümmelte grünliche Sculpturen; einige Säulen stehen noch aufrecht unter diesen Trümmern, deren Gesamtmasse ein schlankes

Zhürmchen überragt. Dieses Gebäude ist der Abteipalast und jene Ruinen sind Alles, was von dem alten Kloster Chaalis übrig blieb.

Die von dem Könige Ludwig dem Dicken gestiftete Abtei Chaalis gehörte Mönchen von dem Orden der Cisterzienser. Die Bürgerkriege, die fremden Einfälle, alle blutigen Reactionen, deren Schauplatz das Herzogthum Valois drei Jahrhunderte hindurch war, hatten jenes Haus, das Meisterwerke der Architectur aller Zeiten an sich trug, in seinem ganzen Glanze gelassen. Einige Jahre vor der Revolution war es noch eines der schönsten geistlichen Gebäude in der Umgegend von Paris. Die Benedictiner von Chaalis übten nicht dieselben strengen Regeln wie die reformirten Mönche von dem Orden der Cisterzienser. Ihr Leben sollte, frei von geduldigen Arbeiten und unaufhörlichen Kasteiungen, dem Geiste der Regel nach, bloß in der Beobachtung der drei Gelübde vergehen.

Der Abbé Girou hatte sich in seiner Voraussicht nicht getäuscht; sein Bögling fühlte an der Schwelle der Abtei Chaalis keineswegs jenes Schwanken, das wohl die frommsten Herzen ergreift, wenn sie die Welt verlassen sollen, aus der sie einige Erinnerungen mit sich nehmen. Estève hatte von dieser Welt, der er entsagen sollte, nichts gesehen; für ihn gab es außer dem Kloster nichts als ein einsames Haus, in welchem eine fromme Frau und ein alter Priester lebten, die Gegenstände seiner Verehrung und seiner Liebe. Madame Godefroi hatte gewissenhaft ihr Versprechen erfüllt und ohne sich aufzuhalten, ohne erst ihre Familie zu umarmen, Estève in die Abtei Chaalis gebracht. „Jedes Jahr,“ sagte sie beim Abschiede zu ihm, „werde ich hier erscheinen, um Dich zu sehen und vielleicht habe ich eines Tages das Glück, Dir auch Deine Mutter und den guten Abbé Girou zuzuführen.“ Estève blickte mit Thränen in den Augen dem Wagen der Madame Godefroi nach; dann wendete er sich an den Laienbruder, der ihn in das Kloster hineinführen sollte und sagte zu ihm: „Ich bin bereit, Euch zu folgen.“

Der Laienbruder führte ihn über einen großen von Linden beschatteten Hof, an dessen Ende man den Eingang in das eigentliche Klostergebäude erblickte. Es herrschte eine tiefe Stille in diesem heitern einsamen Raume. Der Himmel wölbte sich blau über ihm; eine milde Septembersonne glühte auf dem durch Herbstregen erfrischten Grase; es lag in der Luft etwas Beruhigendes, das ganz zu diesem Aufenthalte paßte. Bei dem Eintritte in den großen Kreuzgang blieb Estève

vor Staunen und Bewunderung stehen; das Gewölbe wurde durch Spitzbogen getragen, deren Rippen unter einer Masse natürlicher Guirlanden fast verschwanden.

„Welch schöner Garten!“ rief Estève aus; „ein wahres irdisches Paradies!“

— „Unsere Väter haben ihn so angelegt,“ sprach der Laienbruder; „nach dem Gottesdienste gehen sie hier umher; leider wird der Winter alle diese schönen Blumen bald verdorren und die ehrwürdigen Väter haben dann nur die Drangerie. Doch komm, Bruder.“

Estève folgte seinem Führer in einer Aufregung, die fortwährend stieg, in der aber keine Furcht lag. Auf der Treppe, auf den Galerien, über die er gehen mußte, um zu dem Prior zu gelangen, begegnete er einigen Mönchen, vor denen er sich zitternd verneigte und die seinen Gruß freundlich erwiderten. Der Laienbruder blieb endlich vor einer Thüre stehen und klopfte leicht an derselben an. Estève trat mit gesenktem Blicke und klopfendem Herzen ein und blieb dann an der Thüre stehen, die hinter ihm zugemacht wurde. Obwohl er die Augen nicht aufzuschlagen wagte, so bemerkte er doch am andern Ende der Zelle einen Mönch, der lesend auf einem Lehnstuhle saß und die Füße bequem auf ein Kissen stützte. Die weißen Gardinen des Fensters waren herunter gelassen, ein sanftes Licht fiel auf die unbewegliche Gestalt und erfüllte die Zelle, in welcher man einen schwachen Weihrauchsdunst empfand. Außerordentliche Reinlichkeit und zierliche Ordnung herrschten in der Aufstellung des Mobiliars, das alt und einfach war.

„Willkommen, mein Sohn,“ sprach der Prior, indem er sich zur Hälfte erhob, um Estève seinen Segen zu geben. Estève beugte die Knie und ließ das Haupt in tiefer Rührung sinken. Der Segen des Priors war ihm gewissermaßen eine erste Weihe und er berührte mit den Lippen die Hand, welche der Pater Anselm nach ihm ausstreckte. Der Mönch betrachtete unverwandt und gewissermaßen überrascht den Knaben, der zu seinen Füßen Thränen der Rührung vergoß; dann sprach er ernst, als wollte er die Gefühlsäußerungen unterdrücken, denen Estève sich hingab:

„Setze Dich, mein Sohn; nachdem ich meine Lectüre geendet, werde ich mit Dir reden.“

Estève setzte sich bei Seite in der Brüstung eines Fensters nieder, das in den großen Garten sah. Der Prior las langsam weiter, als sei er völlig allein. In dem Klostergarten waren eben die Brüder versammelt; Alle waren von reifem Alter; einige schienen selbst die

äußerste Grenze des menschlichen Lebens erreicht zu haben. Keiner sprach mit dem andern; die Meisten gingen mit übereinandergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte einher, als beteten sie schon leise die Gebete, die sie bald im Chore singen sollten. Andere saßen bei Seite und lasen; noch Andere beschäftigten sich mit Gartenarbeiten und pflanzten die Blumen. Kaum sahen sie sich untereinander an.

Endlich riß die Stimme des Paters Anselm Estève aus diesen Betrachtungen.

„Mein Sohn,“ sprach er, „ich kannte längst schon die Absicht Deiner Aeltern, Dich in unser Haus zu senden, aber ich erwartete Dich nicht sobald. Danken wir Gott, der Dich gerade zu uns geführt hat. Der, welcher durch die Welt sich nach dem Kloster begiebt, ist der Gefahr ausgesetzt, sich vor Erreichung des Zieles zu verirren. Nur in Deinem Alter tritt man ohne Schmerz in unsern heiligen Stand ein. Ohne Zweifel gedenkst Du bald das Ordensgewand anzulegen?“

— „Ich bin bereit, in allen Stücken mich Euerm Rathe und Willen zu unterwerfen,“ antwortete Estève schüchtern.

„Nach zwei Tagen,“ fuhr der Pater Anselm fort, nachdem er dem Jünglinge eindringlich alle Verpflichtungen nochmals vorgestellt hatte, die er durch den Eintritt in den Orden übernahm, „wirfst Du das Noviziat antreten.“

Darauf bewegte er ein silbernes Glöckchen, das auf dem Tische stand. Als bald öffnete der Laienbruder, der draußen wartete, ehrerbietig die Thüre. Offenbar hatte er schon Befehle erhalten, denn, ohne weitere Erklärung abzuwarten, beugte er vor dem Prior seine Knie und nahm Estève mit sich.

Die Wohnung der Novizen befand sich in dem Theile der Abtei, welchen man das kleine Kloster nannte. Es war ein altes Gebäude, vielleicht das älteste jener Masse, in welcher die Gänge, Treppen und langen Corridors ein Labyrinth bildeten, in dem Estève sich ohne seinen Führer verirrt haben würde. Anfangs schwieg er als fürchtete er die Echo der schallenden Gewölbe zu wecken. Von Zeit zu Zeit blieb der Laienbruder stehen, um ihn mit mönchischer Eitelkeit auf die Pracht des Hauses aufmerksam zu machen. Sie begrüßten im Vorübergehen viele Heiligenbilder und machten zahlreiche Kniebeugungen, bevor sie an der Zelle des Novizenmeisters ankamen. Endlich blieb der Laienbruder in einem langen Corridor stehen, auf den sich von jeder Seite kleine Thüren öffneten.

„Das ist der Schlaftaal der Novizen,“ sagte er mit einem Seufzer. „Ach, Bruder, Du wirst darin viele leere Zellen finden; wir leben in einer Zeit der Gottlosigkeit; es giebt keine Religion mehr. Als ich in dieses Haus eintrat, es werden beim nächsten Feste des heiligen Apostels Petrus dreißig Jahre, war jede Zelle dieses Schlaftaales besetzt; heut zu Tage fehlt es nicht an Raum.“

Es befanden sich wirklich nur wenige Novizen in der Abtei Chaalis. Ihr Lehrer und Meister, der Pater Bruno, war ein lebendiger heiterer Greis, dessen gute Laune sprichwörtlich geworden war in dem Hause. Er küßte Estève, nachdem er ihm seinen Segen gegeben hatte und sagte lächelnd zu ihm:

„Du bist ganz gerührt, mein lieber Sohn; das wundert mich nicht; es ist immer so. Obgleich man überzeugt ist, Ueberfluß an geistigen und irdischen Gütern in diesem Hause zu finden, so tritt man doch nicht ohne Furcht ein; aber diese Aengstlichkeit schwindet bald und Du wirst Dich bald an das Leben gewöhnen, das man hier führt. Was hat Dir unser Prior befohlen?“

— „Euern Befehlen zu gehorchen,“ antwortete Estève, den diese Aufnahme ermutigte.

„Ich werde seinen Absichten zu entsprechen suchen. Zuerst, mein lieber Sohn, nimm Besitz von Deiner Zelle.“

Mit diesen Worten führte der Pater Bruno selbst Estève in eine Zelle, die der seinigen und jener des Priors völlig gleich war. Die Regel machte keinen Unterschied und erlaubte den Novizen denselben Luxus, wie den großen Würdenträgern des Ordens. Estève betrachtete mit ungeheuchelter Freude dieses lachende Stübchen, in welchem er leben sollte und es fiel ihm nicht ein, daß es ein Kerker sei. Er ging langsam rund herum und als seine Blicke auf das Bett fielen, bemerkte er etwas, bei dessen Anblicke er zusammenbebte, das Gewand und das Scapulier der Benedictiner, die Kleidung, welche er bald anlegen sollte.

Der Pater Bruno nahm das Gewand und zeigte es ihm: „es ist ganz neu, mein lieber Sohn,“ sagte er lächelnd; „beruhige Dich, ich werde Dir nie befehlen, das zu tragen, was ein Anderer ablegte; unser Anzug ist immer rein und neu.“

Der Pater Bruno, an den sich Estève bald vertraulich anschloß, war eine lebendige Sammlung aller Mönchsgeschichten und Anekdoten, die sich ohne Aergerniß erzählen ließen. Er wiederholte sie oft zur Unterhaltung, nicht zur Erbauung derer, die ihn an-

hörten. Das Wenige von der Wissenschaft der Theologie, das er seine Schüler lehrte, war gleichsam eine Zugabe; die meiste Zeit verging in der Ausübung der religiösen Vorschriften, die nichts Peinliches hatten und in der Muße, welche die Ordensregel erlaubte. Die Wohnung der Novizen war demnach ein Aufenthalt des Friedens und der Zufriedenheit und die jungen Brüder, welche man da traf, hatten ein blühendes und heiteres Aussehen.

Während der Pater Bruno sich mit Esteve in der Zelle befand, ließ sich eine Glocke hören. Auf diesen Ruf entstand eine gewisse Bewegung in den gewölbten Gängen der Abtei. „Wir gehen in den Chor hinab, mein Sohn,“ sagte der Pater, indem er die Thür öffnete.

Die Novizen versammelten sich in dem Corridor; es waren kaum zwöf. Sobald Esteve erschien, wurde er von diesem geschwägigen und neugierigen Schwarme umringt. Alle drückten ihm die Hand und sagten: „willkommen unter uns, lieber Bruder!“ die Meisten standen höchstens in seinem Alter; Alle sprachen zu gleicher Zeit wie Schüler, welche eben die Schule verlassen; sobald aber der Pater Bruno auf sein Brevier klopfte, trat Stille ein.

„Meine lieben Brüder,“ sprach der Lehrer, „zur Feier der Ankunft dieses neuen Bruders gebe ich Euch den übrigen Tag frei. Zuerst aber laßt uns in der Kirche Gott danken.“

In der Kirche sank Esteve wie geblendet nieder. Er hatte keine Vorstellung von der Pracht, welche die Abteikirche von Chaalis enthielt, vergaß der Messe zu folgen, blickte verwundert um sich und sprach bei sich: „das ist ein wahres Haus Gottes!“

Gegen Abend wurde zum Abendessen geläutet. Alle Mönche, von dem Prior bis zu dem letzten Novizen, nahmen ihr Mahl gemeinschaftlich ein in einem prächtigen Refectarium, wo sonst an der Tafel Kirchenfürsten und Könige von Frankreich gegessen hatten. Der Fußboden, die Wände, die Meubles waren von Eichenholz; an der kühn gewölbten Decke hingen Lampen von Silber. Gedeckt war mitten in dem Saale und auf dem schneeweißen Tischtuche glänzte massives Silbergeschirr. Die Patres setzten sich zuerst nieder, nach ihnen die Novizen; an der Tafel wie im Chore hatte Esteve den letzten Platz. Der Prior sprach das Benedicite laut und befahl sodann aufzutragen. Als bald vertheilten die Laienbrüder die Gerichte; viele Arme hätten sich sättigen können von den Ueberresten dieses Mahles,

das doch nur ein mageres Abendessen war. Als man an der Tafel Platz nahm, hatte sich ein Mönch auf eine Art Kanzel dem Prior gegenüber niedergesetzt und ein Buch aufgeschlagen; aber ein Wink des Paters Anselm hatte ihn von dem Vorlesen dispensirt. Jeden Tag umging man so, ohne sie zu verlesen, die Vorschrift der Regel, die überdies nicht durchaus nöthig war. Die Mönche konnten auf diese Weise essen, ohne sich zerstreuen zu lassen und die Novizen durften nach ihrer Bequemlichkeit unter einander flüstern.

Während so Alle das gemeinschaftliche Mahl hielten, brachte ein Laienbruder in das Refectarium einen kleinen lahmen und niedrigen Tisch, auf dem er Brod, etwas Gemüse und einen Krug mit Wasser stellte. Dann trat ein alter Mönch herein, der sich betend niederwarf und knieend aß, was man ihm aufgetragen hatte.

„Welche Buße! Und wie kann der arme Pater sie verdient haben?“ fragte Esteve, der mitleidig den lahmen Kopf und das abgehagerte Gesicht des Greises betrachtete.

— „Wer weiß?“ antwortete gleichgiltig der Novize, an welchen die Frage gerichtet war; „man sagt, er sei von dem Geiste der Auflehnung besessen und habe mehrmals die Keckheit gehabt, sich den Vorschriften des Herrn Prior zu widersetzen. Wenn dies wahr ist, so ist es um seine Seele und sein Heil geschehen. Gott bewahre uns, daß wir nicht auch in eine so große Sünde fallen!“

Als das Dankgebet gesprochen war, trennte man sich und der Pater Bruno führte die Novizen wieder in ihren Schlaffaal. Nachdem er die Runde in den Zellen gemacht, trat er nochmals in die Esteve's.

„Nun, mein lieber Sohn,“ fragte er, „wie hast Du den Tag verbracht? Welchen Eindruck hat Alles, was Du gesehen, auf Dich gemacht?“

— „Ich fühle nichts als Verwunderung, Dank und Freude! Alle Stunden dieses Tages sind mir vergangen wie Minuten und doch ist es mir, als lägen schon Jahre zwischen der Zeit, in der ich Abschied von meiner guten Tante nahm.“

Als Esteve endlich allein war, sank er an seinem Bette nieder; Alles, was er den Tag über vergessen, lehrte ihm jetzt wieder in das Gedächtniß zurück. An der Schwelle seines neuen Lebens wendeten sich seine Gedanken lebhaft zu dem vergangenen zurück; er gedachte vorzugsweise der theuren Personen, die er vielleicht auf immer verlassen hatte, und die Thränen

strömten ihm aus den Augen. Allmählig besänftigten indes das freundliche Aussehen seiner Zelle und die tiefe Stille, die um ihm her herrschte, seine aufgeregte Phantasie. Der Instinct, welcher sich in ihm empört hatte, unterwarf sich von Neuem und das religiöse Gefühl erhielt die Oberhand. Er stand auf und überblickte seine neue Wohnung, in welcher Alles zur Sammlung, zum Frieden einzuladen schien. Die kupferne Lampe, die auf einem Tische in der Mitte der Zelle stand, erhellte diese so vollständig, daß man alle Einzelheiten des Meublements erkennen konnte. Das weiße weiche Bett war von Gardinen gleich denen am Fenster umgeben; zu Häupten stand ein Betpult, auf dem sich neben einer Sanduhr einige Bücher befanden. Ein großer mit Leder beschlagener Lehnstuhl und einige Stühle waren an den ihrer ganzen Höhe nach mit Eichenholz bekleideten Wänden hin aufgestellt. Der Kamin von geschnitztem Holze hatte weder Spiegel noch Vergoldung; ein junger Maler aber, der nach einer Kunstreise in Italien als Novize in der Abtei von Chaalis gestorben war, hatte einen schönern Schmuck daran zurückgelassen, eine Copie der Madonna della Sedia, der schönsten Madonna Rafaels. Das schwarze glänzende Holz der Meubles stach angenehm von der blendenden Weiße der Zeuge ab, welche in zierlichen Falten vor dem Fenster und dem Bette hingen; Die geweihten Zweige, die Rosenkränze, die Gemälde an den Wänden bildeten einen Schmuck, der mit den Holzschnitzereien übereinstimmte und die Anordnung dieser Dierden zeugte von Geschmack.

Estève war vor dem Betpulte niedergekniet, aber während seine Lippen die gewohnten Gebete murmelten, schwebte sein Geist in andern Regionen; unklare Bilder zogen vor seinen halbgeschlossenen Augen vorüber und als der Wind leise an den Fensterscheiben rüttelte, erbebt er, als störe eine geheimnißvolle Stimme die Stille seiner Zelle.

So vergingen mehrere Stunden. Die Lampe leuchtete minder hell; die schwachen Laute, die sich von Zeit zu Zeit draußen hatten hören lassen, schwiegen; selbst der Wind wehete nicht mehr und kein Hauch störte die Ruhe und Stille.

Inmitten dieser Stille schlug die Glocke Mitternacht und einen Augenblick nachher schallte Glockenton durch das ganze Kloster. Man läutete zur Mtte. Estève stand schnell auf, denn er meinte, es sei Zeit, hinab in die Kirche zu gehen. Nachdem er eine Viertelstunde gewartet, meinte er, die Novizen hätten sich

angekleidet und er öffnete leise die Thüre, um zu ihnen zu gehen; aber es befand sich Niemand auf dem Corridor, den eine Lampe erhellte. Estève horchte und wartete noch, aber die Zellen blieben geschlossen und kein Geräusch verkündete, daß die Novizen erscheinen würden.

Da glaubte Estève, sie wären schon in die Kirche hinabgegangen und er nahm sich vor, ihnen zu folgen. Die Besorgniß, Tadel zu verdienen, überwand den Schauer, den er bei dem Gedanken fühlte, mitten in der Nacht allein durch das Kloster zu gehen. Er richtete ein kurzes Gebet und ging.

Die Treppe des Schlaßsaales der Novizen führte zu einer der vier Thüren des kleinen Klosters; das Licht der Lampe, welche den Corridor erhellte, leuchtete Estève bis zu der untersten Stufe; hier aber war er von Finsterniß umgeben und als er die Thüre öffnete, wehete ihn ein kühler Abendwind an. Es herrschte tiefe Stille ringsum und ein matter Sternenschein beleuchtete die Steinplatten, welche der Sage nach Gräber bedeckten, in welchen seit fünf Jahrhunderten die ersten Mönche von Chaalis schliefen.

Der Himmel war ruhig; ein leichter Nebel schwebte in der Atmosphäre und der verschleierte Mond ließ nur wenige matte Strahlen auf diesen Raum herunter fallen, wo jeder Stein ein Grab war. Estève blieb lange stehen; endlich schritt er weiter und gelangte an den Eingang einer langen Galerie, deren Thüre in die Kirche ging. Estève wunderte sich, in derselben den Gesang der Mönche nicht zu hören. Er öffnete indes leise die Thüre und trat auf die Schwelle. Die Stühle waren leer; offenbar hatten weder die Novizen, noch die Mönche ihre Zellen verlassen und nur der Bruder Sacristan war aufgestanden, um die Metten zu läuten.

Nach einer kurzen Pause kehrte Estève um, fast verlegen über seinen übergroßen Eifer. Während er langsam nach der Wohnung der Novizen zurückkehrte, vernahm er plötzlich ein dumpfes Geräusch in der Ferne, gleich einer langgedehnten Klage, etwas wie das Kechzen einer menschlichen Stimme oder den Schrei eines Thieres. Estève blieb verwundert, vielleicht von Furcht ergriffen, stehen. In diesem Augenblicke trat eine lange hagere weißgekleidete Gestalt an der entgegengesetzten Seite in den Kreuzgang. Die Thüren blieben offen hinter ihr und das Geschrei wurde nun deutlicher. Estève rührte sich nicht; kaum wagte er zu athmen. Es war die erste Prüfung, die sein Muth zu bestehen hatte und er bestand sie. Unbekannte In-

stincte erwachten plötzlich in seinem so sanften, so demüthigen, fast schwachen Herzen. Das Blut eines edelen Geschlechtes kochte in ihm und er griff mit einer unwillkürlichen Bewegung nach seiner Brust, als suche er eine Waffe; alsbald aber kehrten die friedlicheren Gefühle zurück, er blieb ruhig stehen und beobachtete bloß das Gespenst, das langsam in dem Hofe auf und abging.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Hope's Palast in Paris.) Schon in der Vorhalle unten ahnt man das Großartige, das in diesem Hause überall herrscht. Die weiße Marmortreppe, die nur in der Mitte mit einem türkischen Teppiche belegt ist, macht einen sehr guten Eindruck. Rechts und links stehen große und schöne Candelaber, die ihr helles Licht verbreiten. Oben an dieser Treppe stößt man zuerst auf zwei Hallen mit ungeheuern Spiegeln vor und hinter den Ankommenden.

Der erste Saal, in Weiß und Gold, hat prachtvollte alte Tapeten und eine gemalte Decke.

Der zweite, carmoisinroth und Gold, ganz in dem reinsten Style Ludwigs XIV., blendet durch seinen Glanz. Die Tapeten sind denen in dem Gemach des „großen“ Königs in Versailles ganz gleich. Ueberall Einfassungen in Gold, Capitäl in Gold, Frieße in Gold, goldene Candelaber, goldene Girandolen und an dem von Gold funkelnenden Plafond der prachtvollste Kronleuchter aus Bergkrystall mit tausend Kerzen.

Der dritte Saal ist mit weißem Damast ausgeschlagen, der dem Silbertuche gleicht und mit verschiedenen bunten Blumen, mit goldenen Stielen und goldenen Blättern bedeckt ist. Im Hintergrunde dieses Saales befindet sich ein hoher breiter Kamin von grünem Marmor aus den Pyrenäen und an dem obern Theile desselben, der sich über den Mantel erhebt, welcher mit den kostbarsten Porzellan geschmückt ist, ist eine Madonna von Murillo in seltenem Marmor eingerahmt.

Aus diesem Saale führen drei gewölbte Thüren in den Tanzsaal, eine lange, breite, hohe und schöne Galerie, ganz in Weiß und Gold, mit gewölbter und gemalter Decke, von welcher fünf große Kronleuchter herunterhängen; Füllhörner oder Vasen von chinesischem oder japanischem Porzellan, die wenigstens 10 bis 12 Fuß hoch sind, bilden Candelaber. In jeder dieser Vase breitet sich ein Bouquet von goldenen Blumen aus und in den Kelchen dieser Blumen sind die Kerzen befestigt. Links, am Ende dieser Galerie, befindet sich ein kleiner blauer Saal mit gemaltem Plafond, von dem aus man in einem großen Spiegel die schöne Eingangstreppe sieht.

Keht man um, so findet man neben dem ersten Saale eine andere sehr große Galerie mit gemalter und gewölbter Decke; hier sind die Mauern mit rothem, grünem und weißem Marmor belegt; die Thürvorhänge und die Fenstergardinen sind von

alten Stoffen; die Wand- und Kronleuchter sind von Bronze und Gold. Dies ist der Speisesaal.

Gleich prächtig und mit allem Luxus der Bequemlichkeit ausgestattet sind die eigentlichen Wohnzimmer in diesem schönsten Hause von Paris.

(Ein Hofball in alter Zeit (unter Heinrich VIII.) in England.) Im Mittelalter sah das Volk von London bei allen großen Festlichkeiten an dem englischen Hofe zu, ja es scheint bei manchen Gelegenheiten die Stelle des Chores in dem griechischen Drama vertreten zu haben. Bei einem Feste war in dem großen Saale eine Art Laube von Goldstoff mit allerhand goldenen Verzierungen angebracht, die man, um mehr Platz zu gewinnen, nach der Seite zu rückte, wo das Volk neugierig herein schauete. Dieses konnte nicht lange die Pracht sehen, ohne die Fingerringe darnach auszustrecken und bald war die Laube alles ihres Schmuckes beraubt. Der König forderte die Damen auf, die goldenen Buchstaben und Devisen, die er an sich trug, sich zuzulangen; das hörte das zuschauende Volk und augenblicklich faßte es den König und nicht bloß diesen, sondern alle vornehmen Gäste desselben und riß ihnen alles Glänzende, das sie an sich trugen, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ab; die armen Damen verloren so ihre Juwelen und dem Könige zog man sogar das Wamms aus. Ein sehr eiteler Hofmann, der mit aller Macht seinen Puz vertheidigte, sah sich endlich von dem Pöbel aller seiner Kleidungsstücke beraubt. Der König lachte und führte die Königin zu dem Banquet in seinem Zimmer, wo der Hof in sehr verstümmeltem Anzuge an der Tafel Platz nahm.

(Einer zu viel.) Es erschien einst ein Abgeordneter von dem Nabob von . . in Murschedabad bei dem dortigen englischen Gesandten, um über die Abtretung eines großen Gebietsraumes an die ostindische Compagnie zu unterhandeln. Man mußte die Sache sehr geheim behandeln; ein einziges Wort konnte sie gefährden und den Nabob in ernstliche Unannehmlichkeiten mit seinen Nachbarn bringen. Der englische Gesandte empfing den Abgeordneten mit den ihm gebührenden Ehren in der großen Halle seines Palastes, die mit Marmor belegt war und einige europäische Spiegel hatte. Die Matten, welche gewöhnlich den Marmorfußboden bedeckten, wurden zusammengerollt und in eine Ecke des Zimmers gelegt. Die Conferenz begann. Man war bereits über verschiedene Punkte überein gekommen, als sich das Auge des Abgeordneten mit einem Male unverwandt auf einen der Spiegel richtete, als sähe er in demselben etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Er machte indes keine Bemerkung darüber, und sprach weiter. Die Zusammenkunft war fast vorüber, als er langsam aufstand und nach der Ecke des Zimmers hinging. Er sah, daß der englische Gesandte sich wunderte und bemerkte ruhig:

„Sie werden mich entschuldigen, hoher Herr, wenn ich mich irre, aber, wenn ich mich nicht irre, mit mir übereinstimmen, daß das, was ich thun will, die Gerechtigkeit und Klugheit gebieten. Die Hochgestellten können nicht vorsichtig genug sein.“

Der Gesandte wußte nicht, was er antworten sollte.

„Ich kann mich irren, aber ich glaube es nicht,“ setzte der Hindu hinzu. Dann zog er plötzlich seinen Dolch hervor und stieß ihn in eine der zusammengerollten Matten. Ein mattes Achzen erfolgte, als er den Stoß rasch wiederholte. Dann drehte er sich um mit einem Blicke des Triumphes und der Zufriedenheit und sagte zu dem Gesandten: „ich wußte es, daß es so sei.“

„Sie haben Jemanden ermordet. Der Ton, den ich hörte, konnte von keinem Thiere herrühren. Es war eine menschliche Stimme.“

— „Allerdings,“ antwortete der Andere, ohne einen Muskel seines Gesichtes zu verzieren; „allerdings.“ Und er rollte kaltblütig die Matte auf, in deren Mitte ein Mensch im Blute schwamm.

„Was haben Sie gethan! Sie haben ihn ermordet.“

— „Dadurch, daß ich den Sklaven stumm machte, habe ich Tausenden das Leben gerettet. Er wird nun seinen Herrn nicht mehr verrathen,“ setzte er hinzu, indem er den Leichnam mit dem Fuße von sich stieß. „Sprechen wir von dem unbedeutenden Vorfalle nicht mehr und lassen Sie uns in ein anderes Zimmer treten.“

Der Gesandte willigte ein. Die Gebietsabtretung wurde genehmigt. Den Leichnam warf man in den Ganges, denn es würde unpolitisch gewesen sein, hätte man die Sache laut werden lassen.

(Der Banquier Lortonia.) Lortonia, in niedrigem Stande geboren, begann seine Laufbahn mit einem kleinen Bijouteriehandel zwischen Paris und Rom. Als er später eine Art Banquier geworden, brachte ihn ein unverhoffter Umstand in ziemlich genaue Berührung mit dem Cardinal Chiaramonti. Nach dem Tode Pius VI. sollte das Conclave zur Wahl des neuen Papstes in Venedig gehalten werden. Chiaramonti konnte sich nicht dahin begeben, weil es ihm an Gelde fehlte. Lortonia schloß ihm einige hundert Thaler vor, der Cardinal reiste nach Venedig und wurde dort zum Papste erwählt, als welcher er den Namen Pius VII. annahm. Aus Dankbarkeit ernannte er Lortonia zu seinem Hofbanquier, zum Marchese und endlich zum Herzoge. Jetzt ist Lortonia, in Folge jenes kleinen Vorstusses, einer der reichsten Capitalisten in Europa.

(Die Gräfin Witt.) Die Gräfin Witt zeichnete sich durch orientalische Schönheit und europäische Grazie aus; so oft sie an dem Hofe in Paris erschien, erregte sie allgemeinen Enthusiasmus. Vorzüglich schön waren ihre Augen und man sagte ihr dies so oft, daß sie es selbst unwillkürlich nachsprach. Eines Tages fragte sie Marie Antoinette „was fehlt Ihnen, Gräfin? Sie sehen unwohl aus.“

„Majestät,“ antwortete sie, „meine schönen Augen schmerzen mich.“

(Marmor-Miniaturbilder.) Dünne geschliffene weiße Marmorplättchen werden von mehreren französischen Künst-

lern statt des Elfenbeins zu Miniaturmalereien empfohlen. Man befestigt sie auf Pappe, um sie vor dem Zerbrechen zu schützen. Sie sollen die Farbe sehr gut annehmen und sehr fest halten; daß sie durch die Bitterung, durch Feuer und Nässe keine Veränderung erleiden, ist bekannt. Elfenbein wird gelb und in heißen Climates springt es oder wirft es sich. Auch kann man es nur in ganz kleinen Stücken erhalten, während die feinsten Marmorplatten von jeder Größe zu haben sind. Platten von 12 Zoll Höhe und 10 Zoll Breite liefert man von der Dicke eines Dreisechszehntheiles eines Zolles; kleinere noch dünner. Zu größeren Delgemälden hat man Marmor allerdings schon früher benutzt, nie aber bisher noch zu Miniaturgemälden.

### Generalcorrespondenz.

Aus einem neuen Werke über Rußland erfahren wir, daß man sich dort sehr selten schwarzer Särge bedient; meist sind sie braun; die Kinder erhalten rosenrothe, Jungfrauen himmelblaue und Frauen violette. Die ärmern Classen schmücken den Sarg mit Fichtenzweigen, während die Reichen den ganzen Weg von dem Hause, in welchem der Todesfall erfolgte, bis zu dem Begräbnißplage oder zur Kirche mit Fichtenzweigen bestreuen lassen. —

Der langwierigste Prozeß, von dem man in England gehört hat, wo doch dergleichen nicht eben selten sind, wurde zwischen den Erben des Sir Thomas Talbot und jenen des Lord Berkeley über einige Besizungen in Walton (Gloucester) geführt. Er begann zu Ende der Regierung Eduards VI. und schwebte bis zur Regierung Jacobs I., wo er durch einen Vergleich entschieden wurde, nachdem er über 120 Jahre gedauert hatte. In der Leipziger Zeitung stand vor einigen Tagen eine Aufforderung an die Gläubiger eines Herrn von Ende (wenn wir uns nicht irren) in Bezug auf einen Conkurs, der seit 1744 geschwebt hat. —

Bei der jetzigen Gemäldeausstellung in Paris rühren, wie schon bei einigen früheren Ausstellungen, mehrere der vorzüglichsten Kunstwerke von Deutschen her, namentlich von Winterhalter, Heinrich und Rudolph Lehmann, Bouterwel, Hermann Bohn und Meyer. —

Der verstorbene reiche Banquier Aguado in Paris hat der dortigen Kirche Notre Dame de Loretto das kostbare Marmormeisterwerk Canovas, die reuige Magdalene, vermacht, die er vor drei Jahren für eine sehr bedeutende Summe aus der Hinterlassenschaft des Marquis von Sommariva an sich brachte. —

Der berühmte Schnellläufer Mensen Ernst, der sich zuletzt in Moskau befand, will von dort aus eine Fußwanderung nach Jerusalem machen und den Weg in höchstens dreißig Tagen zurücklegen. Am 1. Mai sollte er aufbrechen. —

Ein berühmter englischer Gärtner in Worcester ist eine Wette eingegangen, bis zum 29. Septbr. von sieben Erbsen, die gegenwärtig in seinem Garten wachsen, sieben Scheffel Erbsen zu ernten. —

Bei den Assisen von Chester wurde vor einigen Tagen ein gewisser Santyn zum Tode verurtheilt, weil er seine drei Kinder vergiftet hatte, um von der Begräbnisgesellschaft, deren Mitglied er war, 20 Thlr. zu erhalten. —

Man hat die Bemerkung gemacht, daß der Boden von Paris sich für die Hyazinthenzucht durchaus nicht eignet, indem die dortigen Gärtner trotz aller Mühe keine schönen Blumen der Art erzeugen können. Die schönsten Hyazinthen werden in Holland, in England und in Berlin gezogen. —

Eine tragische Schauspielerin in New-York, Miß Clifton, die von einem jungen Stuger unbescheiden an einem öffentlichen Orte ganz in der Nähe durch einen Operngucker betrachtet wurde und die sich dadurch verletzt fühlte, besann sich nicht lange, nahm eine Reitpeitsche, die ihr zur Hand war und gab dem Herrchen damit einige kräftige Hiebe, die er sich gefallen lassen mußte, da die ganze Gesellschaft die Partie der Schauspielerin nahm und sie beklatschte. —

Zwei reiche Belgier wetteten kürzlich um 100 Napolon'd'or, wer binnen einer bestimmten Zeit die meisten Tauben schießen würde. Der Baron von W. sollte von seinem Tilbury aus und der Herr von H. von dem Pferde herabschießen, beide aber durften während des Schießens nicht still halten. Es hatte sich eine große Zuschauermenge eingefunden. Obgleich das Pferd des Baron von W. durch das Schießen scheu wurde, so traf er doch von zehn Tauben, die losgelassen wurden, fünf, sein Gegner aber nur drei, so daß er die Wette gewann. —

Nach einer neuen statistischen Angabe besitzt Frankreich 43,849,162 Schafe, im Werthe von 1,869,790,346 Fres. Nach derselben Quelle beläuft sich der jährliche Bodenertrag Frankreichs auf 6000 Mill. Fres. —

Die deutsche Operngesellschaft in Paris hat bis jetzt den Freischütz, Jessonda und Kreuzers Nachtlager zur Aufführung gebracht. Am wenigsten gefiel Spohrs gelehrte Musik zur Jessonda, am meisten Beifall fanden die einschmeichelnden Melodien in Kreuzers „Nachtlager“, in welchem sich der Barytonist Poel auszeichnete. Ein Chor mußte wiederholt werden. — Leider erfahren wir aber so eben, daß die Gesellschaft durch Finanzverlegenheiten gezwungen worden ist, ihre Vorstellungen einzustellen, vermuthlich, um sie nicht wieder aufzunehmen. Als die zweite Vorstellung des „Nachtlagers“ stattfinden sollte, hatte sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden, das gespannt auf das Aufrollen des Vorhangs wartete. Dieser erhob sich endlich, aber es wurde angekündigt, daß die Vorstellung „wegen Unpäßlichkeit der Madame Schumann“ nicht stattfinden könnte. Am andern Tage erst erfuhr man, daß das Orchester sich geweigert hatte, der Oper noch länger ohne Bezahlung seinen Beifall zu leisten. —

In London begann die deutsche Sängergesellschaft ihre Vorstellung ebenfalls mit dem Freischütz und sie erwarb sich großen Beifall. —

Eine englische Zeitschrift macht auf das nachstehende seltsame Zusammentreffen des Buchstaben C in Bezug auf die Prinzessin Charlotte (die erste Gemahlin des jetzigen Königs der Belgier) aufmerksam: sie selbst hieß Charlotte, ihre Mutter Caroline; ihr Gemahl stammte aus dem Hause Coburg; sie wurde in Carlton House vermählt; ihr Landsitz war Claremont, der früher dem Lord Clive gehört hatte; sie starb im Kindbett (child-bed) und ihr Arzt hieß Croft. —

In der Schweiz macht folgender seltsamer Prozeß ein nicht geringes Aufsehen. Der Fürst C., der im vorigen Sommer die Schweiz besuchte, stieg an einem Orte in dem „Hirsch“ ab, suchte sich selbst die Zimmer aus und bestellte das Abendessen. Unterdeß machte er einen Spaziergang an dem Zürcher See und da ihm dabei die schöne Lage des „Adlers“ auffiel, trat er in dieses Gasthaus hinein und überzeugte sich, daß es ihm hier weit mehr behagen würde; er schickte deshalb ein Briefchen an einen seiner Leute in den „Hirsch“ und trug ihm auf, alles dort zu bezahlen und Equipagen, Gepäc etc. in das Gasthaus zum Adler zu bringen. Das Briefchen fiel dem Wirth vom Hirsche in die Hände, der das Ausziehen nicht zugeben wollte und später den Fürsten persönlich beleidigte. Der Fürst klagte, konnte aber keine Genugthuung erhalten. Endlich bezahlte er eine nicht unbedeutende Summe für die Zimmer und das Abendessen, das wohl bestellt, aber nicht genossen worden war, und hinterließ für die Dienerschaft ansehnliche Geschenke. Später auf dem Dampfboote Minerva schrieb der Fürst den Vorfall in das Schiffsbuch und er machte dabei wohl auch einige strenge Bemerkungen über das Benehmen des Wirthes. Dieser erfuhr es wieder und forderte den Capitain des Schiffes auf, diese Bemerkungen aus dem Buche radiren zu lassen. Der Capitain weigerte sich und der Wirth wendete sich an das Gericht. Dieses befahl das Herausradiren, verurtheilte den Capitain in die Kosten, sprach aber dem Wirth keine Entschädigung zu. Gegen diesen Ausspruch appellirte der Capitain; das Obergericht erklärte ihn für nicht verantwortlich, da der Schreiber jener Zeilen bekannt sei und verurtheilte den Wirth in alle Kosten, die dreimal mehr betragen, als er von dem Fürsten erhalten hatte. —

Seit kurzem ist in Paris eine schöne Art, Marmor zu versieren, modisch geworden. Man ägt nämlich durch Säuern verschiedene Zeichnungen auf einem passend vorbereiteten harzigen Grunde tief in den Marmor ein. Ist die Säure tief genug eingedrungen, so füllt man die Vertiefungen mit hartem gefärbtem Wachs aus, das so zubereitet ist, daß es Politur annimmt, wie der Marmor. So erhaltene Zeichnungen auf schwarzem Marmor und mit scharlachrothem Wachs ausgefüllt in etruskischem oder ägyptischem Style sollen sehr schön aussehen und sich vorzüglich zu Tischen, Wandbekleidungen, an Desen etc. eignen. —